

Mensch – Maschine

Globokar, Hamel und Wertmüller bei der Musica Viva

Es müssen harte Zeiten sein für Leute wie Vinko Globokar: Da hat man sein ganzes Leben lang jeden einzelnen Ton als Material hinterfragt, hunderte neue erdacht und jede nur mögliche Erwartungshaltung seines Publikums torpediert. Und dann gibt es da nicht nur immer noch, sondern zunehmend wieder mehr Komponisten, die über Musik ganz simpel kommunizieren wollen, ja schlimmstenfalls nicht einmal die böse Unterhaltung scheuen. Wie Michael Wertmüller zum Beispiel: Der ließ es mit seinem „time – involved in processing“ beim Musica-Viva-Konzert in der Muffathalle mit der Hardcore-Band Steamboat Switzerland derart krachen, dass am Eingang Ohrstöpsel verteilt wurden. Guter Groove kombiniert mit Komplexität und Präzision. Das Ergebnis: Johlen und Trampeln.

Und Globokar? In seinen „Destinées machinales“ spielen vier Musiker zuerst an ihren klassischen Instrumenten herum und danach an einem ganzen Fuhrpark von eigens gebauten Maschinen – vor allem aber mit sich selber. Ältere Herren auf dem Kinderspielplatz: Hui, macht das experimentelle Geräusche! Das Ergebnis: dünner Applaus.

Glücklich wohl, wer sich der Kategorisierung schon immer entzogen – und sich zu Hochzeiten der Avantgarde viel Ärger eingehandelt hat. Peter Michael Hamel, quasi die mittlere Generation zwischen Globokar und Wertmüller, macht Materialprobleme lieber mit sich aus und sucht stattdessen die musikalische Übersetzung menschlicher Grunderfahrungen. In „last minute“ erforschen zwei präparierte Klaviere und weiche Schlaginstrumente in kreisenden Klängen das Verschwimmen der Zeit in Nahtoderfahrungen. Das ist sehr (angreifbar und sehr schön. MICHAEL STALLKNECHT

Drei plus Opus Duo

Live-Hörspiel im Volkstheater: „Der Himmel über Bavaria“

Am Set der drittklassigen Krimiserie „Der Himmel über Bavaria“ liegt eine echte Leiche: Xaver Hirschberg, der schwärmte Fernseh-Historiker des Privatwenders mit Hang zum Okkulten. In der Hand hält er eine vergilbte Karte, und schon sind aus der TV-Kommissarin Isabella Bach, ihrem schwulen Hairstylisten Helmut und ihrer Eso-Freundin Liliane Jäger des verlorenen Schatzes geworden. Gemeinsam steigen sie durch den Alten Peter und in den Bauch der Bavaria, waten durch die Kanalisation. Schnell wird klar, dass die drei dem Stein der Weisen auf der Spur sind. Klar, dass sich für ihn noch andere interessieren, allen voran die Fanatiker von Opus Duo.

„Der Himmel über Bavaria“ ist das dritte Livehörspiel des Volkstheaters. Hatte sich Regisseur Carsten Golbeck bisher Originalhörspiele als Vorlage ausgesucht, schrieb er diesmal das Stück selbst. Am Thrash-Faktor hat sich nichts geändert. Verneigte man sich das letzte Mal in „Walk of Fame“ noch vor den Sexploitation-Filmen, erweist man diesmal den Verschwörungstheoretikern die Ehre, allen voran Dan Brown und seinem „Da Vinci Code“. Sowie Kang und Kodon von den Simpsons, Tick, Trick und Track, den Western-Helden der Bastei Lübbe-Hefchen und den Girls von „Las Ketchup“. Herausgekommen ist eine durchgeknallte Persiflage, die ihresgleichen sucht.

Jeder der vier Darsteller – Jean-Luc Bubert, Stefanie Schadoweg, Markus Fischer und Sophie Wendt – spielt mehrere Rollen. Bubert ist Dedektiv Clouseau, eine alt-geile Seherin und ein Opus Duo-Wüterich. Er grinst, quietscht, geifert, säuft, tanzt, fällt. Die anderen stehen ihm in nichts nach. Und der Stein der Weisen? – Nichts als ein Kieselstein.

FLORIAN WELLE

Beim Discounter

Ausgestochen: Die „Flea Market Poets“ im Ampere Club

Gleich einer gefilmten Blume, die in Zeitraffer erblüht, ohne dass der Ablauf des Geschehens oder ihre Schönheit dadurch beeinträchtigt würde, wächst die Musik von *Missent to Denmark* mit jedem ihrer Songs. Sowohl das Arrangement als auch die Harmonie der mehrstimmigen Gesänge kombinieren den Sound der späten *Beach Boys* mit einer Mixtur aus Gitarren-Pop und Elektronik, die beim Konzert im Ampere an *Notwist* erinnert. *Missent to Denmark* ist zwar nur die Vorgruppe. Aber die Lautstärke lässt das psychedelische Klangspiel der Wahlmünchener zu einem räumlichen Musikerleben gedeihen.

Wer sich eine solche Vorgruppe leistet, weiß, dass damit die Messlatte für den eigenen Auftritt hoch hängt. Und gemessen daran, wie *Flea Market Poets* vor einem Jahr im Orangehouse überzeugten, wäre es auch ein Leichtes gewesen, mit ihrem bodenständigeren, unverschörkelteren Rock irgendwo zwischen *REM* und *Radiohead*, *Americana* und *britischem Pop* dem Vorspiel das eigentliche Spektakel folgen zu lassen. Immerhin haben sie eine bei *Rough Trade* erschienene CD im Gepäck, für die sie in der Fachpresse schon gelobt wurden. Das Konzert der Flohmarktpoeten gerät dann aber zur herben Enttäuschung. Zu belanglos wirkt eine Musik, die sich so abwechslungsreich gebärdet wie eine nächtliche Autobahnfahrt. Discountware, lustlos dargeboten. Daran ändert selbst die aufgesetzte Fröhlichkeit der Sängerin nichts, die auch sonst immer den falschen Ton trifft. DIRK WAGNER

SZdigital: Alle Rechte vorbehalten – Süddeutsche Zeitung GmbH, München
Jede öffentliche und nicht-private Nutzung exklusiv über www.sz-content.de

Darkrooms der Seele

Regisseur Klaus Lemke im Gespräch über Spießigkeit

SZ: Herr Lemke, kürzlich haben Sie über Schwabing gesagt, es sei der Gipfel an Spießigkeit.

Klaus Lemke: Schwabing war einmal ein Splitter vom Paradies. Heute habe ich hier das Gefühl wie in einem lauwarmer Swimmingpool. Glamour ist zu allererst Widerstand gegen jede Regulierung. In München laufen nur noch rebellische Unschuldslämmer herum, Söhne und Töchter aus den Grünwalder und Starnberger Elendsvierteln.

SZ: Und genau hier wollen Sie nun Ihren neuen Film drehen. Ist mit Schwabing etwas passiert?

Lemke: Ich werde in Hamburg ständig gefragt, wie ich in so einer Stadt die Hälfte meiner Zeit verbringen kann. Aus reiner Wut, dass ich darauf keine Antwort habe, drehe ich jetzt einen Film, der Hamburger und Berliner vom Stuhl haut und sie zum sofortigen Umzug nach München zwingt.

SZ: Der Titel lautet „Schmutziger Süden“. Worum geht es?

Lemke: Um eine extrem missbrauchs-anfällige Barfrau, die ihren Sex unverblümt mit barocker Energie verschwendet in der Hoffnung, Liebe dafür zurück zu bekommen. Schließlich ausgeplündert und ohne etwas bekommen zu haben, bricht sie aus ihrem Gefängnis falscher Gefühle aus – und rächt sich.

SZ: Die Geschichte einer unglücklichen Liebe?

Lemke: Eine Dreiecksbeziehung zwischen einem gut aussehenden Mann, einer Barfrau und einer jungen Nymphomanin.

SZ: Wer spielt in dem neuen Film mit und wie haben Sie die Darsteller gefunden?

Lemke: Es spielen wie immer Nicht-Schauspieler mit, die ich im Umkreis von hundert Metern von meinem Appartement in der Amalienstraße gefunden habe.

SZ: Was haben Laiendarsteller professionellen Schauspielern voraus?

Lemke: Der ganze Sinn ist, dass ich mit meinem Erzählen dem subjektiven Erleben der Person nahe komme. Schauspielerei erleben nichts. Die reden nur über die Rente und die „Gala“.

SZ: Das sehen viele aber anders. Seit kurzem läuft im deutschen Fernsehen „Mission Hollywood“, eine Castingshow für Schauspieler mit Til Schweiger. Was halten Sie davon?

Lemke: „Keinohrhasen“ ist einer der fünf besten deutschen Filme, keine Frage. Aber Til hat es nicht mal selbst nach Hollywood geschafft. Die Filme, in denen er spielt, sind alle von Deutschen bezahlt.

SZ: Woran merken Sie, ob Ihre Darsteller Talent haben?

Lemke: Ich mache die Augen zu und höre mir nur die Stimme an. Deshalb habe ich immer die Mütze auf, weil ich so heimlich die Augen schließen kann, wenn ich mit meinem künftigen Star rede. Jemand anders hätte doch nie im Leben Iris Berben, Cleo Kretschmer oder Wolfgang Fierek engagiert.

SZ: Vor zwei Jahren wollten Sie schon einmal ein Filmprojekt mit dem Titel „Schmutziger Süden“ starten. Sie haben dann aber abgebrochen. Wieso?

Lemke: Ich habe nicht viele Taschen, in die ich greifen kann, aber es sind wenigstens meine eigenen. Den letzten Versuch in München habe ich abgebrochen, weil es zu teuer geworden ist.

SZ: Die Story des neuen Films spielt vor allem in „Horses, Cars & Stars“, einer Interimsbar in der Schellingstraße. Wieso ausgerechnet hier?

Lemke: Meine Münchner Filme wie „Amore“ oder „Ein komischer Heiliger“ entstanden immer im Dunstkreis eines Lokals. In den Siebzigern war das die „Klappe“ oder das „Café Capri“. Das waren unsere öffentlichen Wohnzimmer. Jeder, der von uns was wollte, konnte uns da treffen. Jetzt habe ich endlich wieder ein neues „Capri“ und eine neue „Klappe“ gefunden: Das „Horses“ in der Schellingstraße 24. Die einzigen paar Quadratmeter Großstadt in dem verschlafenen Schwabing. Hier spielt mein Film, hier arbeitet die Barfrau, hier werden die Erfolge und Tragödien gefeiert.

SZ: Streng genommen ist die Schellingstraße nicht Schwabing, sondern Maxvorstadt.

Lemke: Das auch noch.

SZ: Wieso drehen Sie eigentlich nicht im derzeit so angesagten Glockenbachviertel? Wäre das nicht inspirierender als das spießige Schwabing?

Lemke: Im Glockenbachviertel sehe ich nur verheulte Trennungsväter und Mädchen auf dem Weg zur allein erziehenden Mutter.

SZ: Sie drehen ohne Drehbuch. Wie entsteht die Geschichte?

Lemke: Die Story entwickelt sich, das echte Leben fließt mit ein. Einer der Darsteller beispielsweise, Gabriel Raab, hat tatsächlich jetzt eine Rolle in „Jedermann“ in Salzburg bekommen. Das ist nun auch Teil meiner Geschichte geworden.

SZ: Frauen spielen in Ihren Filmen immer die zentralen Rollen. Warum sind Ihnen die Frauen so wichtig?

Lemke: Es geht in meinen Filmen um die „Darkrooms“ der weiblichen Seele. Darum, was Frauen wirklich wollen.

Krankheit Staat

Julia Schoch liest aus ihrem Roman beim Tukan-Kreis

Wenn man Julia Schoch am Telefon sprechen hört, dann fällt einem sofort die ostdeutsche Klangfarbe auf. „Ooch“ sagt sie statt „auch“ oder „so‘ne Sachen“. Die 1974 geborene Autorin ist ja auch in der Mecklenburgischen Garnisonsstadt Eggenstein aufgewachsen, wo ihr Vater als NVA-Offizier stationiert war, und lebt, nach Stationen in Bukarest und Paris, mit Mann und kleinem Kind in Potsdam. Und doch scheinen diese regionalen sprachlichen Eigenheiten, die sich bei Schoch sehr nett und irgendwie bodenständig anhören, im Widerspruch zu dem spröden Ton besonders ihres neuesten Romans „Mit der Geschwindigkeit des Sommers“ zu stehen. In dieser kühlen Bestandsaufnahme eines freiwillig beendeten Lebens haben weder Städte noch Menschen Namen. Der Ort, der sich sehr schnell als Schochs Heimatstadt entpuppt, bleibt „der Ort“, der Liebhaber der „Schwester“ nur „der Soldat“.

Julia Schoch selbst findet den Ton ihrer Erzählerin nicht kühl, sondern sieht in ihm „die Rationalität, die der Trauerphase vorausgeht“. Die junge Frau im Roman hat gerade ihre Schwester verloren, die sich auf ihrer ersten Reise nach dem Ende der DDR das Leben genommen hat, ausgerechnet in der Stadt, die wie keine andere für die „große weite Welt“ steht: New York. Die zurückbleibende Schwester spürt in einem inneren Monolog dem

Leben und Leiden der Älteren nach, die nach der Wende in der langsam ausblutenden Garnisonsstadt geblieben ist. Dort war sie gebunden durch einen Mann, dessen Familie das verstaatlichte Optikergeschäft am Ort wieder zurückbekommen hat und die Kinder, die in den Wendejahren auf die Welt kommen. Sie, die Jüngere, die sich als Kind stets an die Fersen der älteren Schwester geheftet hatte, war 1989 ein noch wenig festgelegter Teenager, der sich bald aufmachte, die Welt da draußen gierig in sich aufzusaugen. Auch als ihre Schwester sich das Leben nimmt, ist sie in Asien unterwegs und erfährt somit erst eine Woche später von deren Tod. Mit Worten versucht sie, Erinnerungen festzuhalten und zu ergründen, woran die Ältere zerbrochen ist. „Die Träume waren so klein gewesen“, stellt sie dabei einmal fest, „dass ihre Erfüllung unspektakulär leicht war.“

„Vielleicht hat sie der alte Staat krank gemacht“, sagt Julia Schoch. „Der neue hat sie jedenfalls nicht gesund gemacht“. Für sie handelt ihr Buch davon, „wie mit einem Ort die Geschichten der Menschen verschwinden, und was man tun kann, um das zu verhindern“. Am Dienstag liest Julia Schoch im Tukan-Kreis (Seidvilla, Nikolaiplatz 1b, Beginn: 19.30 Uhr) aus ihren wunderbar geschriebenen Erinnerungen an einen Ort namens DDR. NINA BERENDONK



Julia Schochs Roman „Mit der Geschwindigkeit des Sommers“ schildert die Wende als eine von der Leere zum Tode. Foto: Regina Schmeken



Blonde Frauen, böser Mann: Der mit der Mütze ist Klaus Lemke, hier mit den drei Laiendarstellern seines Films, den er gerade in Schwabing dreht. Foto: Wild

SZ: Und was wollen Frauen wirklich?

Lemke: Respekt. Und keine Regulierung durch Männer. Was sie wirklich wollen, ist einer, der sie aus dem Gefängnis ihrer weiblichen Selbstinszenierung herausreißt. Und das kann nur ein Böser. Keineswegs genügt ein in den Tiefen seines Ichs verkannter Spaßpapa, das sind die nämlich alle hier in München. Und das führt dazu, dass Mädchen gelegentlich aus Mangel an richtigen Jungs zu peripherem Sex neigen. Sie verlieben sich plötzlich in ihren Wasserhahn oder den Dalai Lama.

SZ: Sind die Münchner Mädchen heute anders als damals in den Siebzigern?

Lemke: Es hat sich nichts geändert. Heute wie damals besteht das Leben von Mädchen darin, sich von einer Katastrophe in die nächst größere zu retten. Nur

die Skrupel sind geringer geworden. Nach wie vor fragt sich jedes Mädchen, warum eigentlich ausgerechnet sie ihr Leben leben muss. Da es darauf keine Antwort gibt, schalten die meisten Til Schweigers Hollywood-Show ein.

SZ: Demnächst startet wieder das Münchner Filmfest. Interessiert Sie das?

Lemke: So wie jede Filmförderung aus Steuermitteln, endet auch das Filmfest im vollklimatisierten Massengrab allerbesten Absichten. In München werden lediglich Trends befolgt, die woanders gemacht werden. Die in München allgegenwärtige SPD-Erziehung zur Harmlosigkeit tötet jeden innovativen Punch. (Das ungekürzte Interview ist zu lesen in sueddeutsche.de)

Interview: Beate Wild

Verlorene Existenzen

Holzsnitte von Uta Zaumseil bei Dany Keller



Uta Zaumseil: „Du bist Deutschland“.

Foto: Galery Dany Keller

Das 16. Jahrhundert und der Expressionismus, das waren die Hochzeiten des Holzchnitts. Heute führt er allenfalls ein Nischendasein, wenn man ihn überhaupt in Ausstellungen zeitgenössischer Kunst entdeckt. Dass man mit Holzchnitten auch heute noch verblüffen und am Puls der Zeit sein kann, zeigen die Arbeiten von Uta Zaumseil in der Galerie Dany Keller. Tatsächlich denkt man zunächst an Malerei oder gar an Fotografie, wenn man diese Holzchnitte erstmals sieht. Großflächig, fast fotorealistisch, so gar nicht von der Linie bestimmt – man muss schon zweimal hinschauen, bis man das zugrunde liegende Druckverfahren erkennt. Auch die großen und oftmals erstaunlich breiten Formate sind ungewöhnlich.

Dargestellt sind Alltagsszenen wie Stadtverkehr, ein Galeriebesuch, ein Straßenzug in Leipzig; Szenen, teilweise aufgeladen mit einer geheimnisvollen, fast unheimlichen Stimmung. Das mag daran liegen, dass nur wenige Menschen abgebildet, und meistens von hinten oder von der Seite zu sehen sind. Es sind Randexistenzen allesamt, die wirken, als warteten sie auf etwas oder wären kurz vor dem Verschwinden; sie sind stille Beobachter, keine Akteure, so wie die zwei Figuren beim „Besuch auf dem Land“, die über einen seltsamen Bretterzaun blicken. Oder wie der Anzug- und Aktenkoffer-Träger, der auf dem Bild „Du bist Deutschland“ mitten im Wasser steht. Wie kommt er dort hin? Was hat er vor?

Deutschland, ein Land in Wartestellung, das knietief im Wasser steht?

Passend zu den verlorenen Figuren sind fast alle Holzchnitte in der Technik der „verlorenen Platte“ hergestellt. Das heißt, von derselben Druckfläche hat die Thüringer Künstlerin Teile weggenommen, gedruckt, weitere Teile weggenommen, in einer anderen Farbe auf das gleiche Papier gedruckt, und so weiter. Anstatt die Möglichkeit einer größeren Auflage zu nutzen, hat Zaumseil dabei fast immer nur ein einziges Bild gedruckt, ein Unikat, das sich im Nachhinein auch nicht mehr reproduzieren lässt. Ein langwieriger Prozess, der in diesem Fall Bilder mit nachhaltiger Wirkung zeitigt (*Agnesstraße 47, bis 27. Juni, Termine nach Vereinbarung, Telefon 22 61 32*).

JÜRGEN MOISES

Künstler-Stipendien

Jetzt beim Kulturreferat bewerben

Berufsanfänger mit abgeschlossener akademischer Ausbildung können sich für vier mit je 6000 Euro dotierte Stipendien für Bildende Kunst bewerben, die das Kulturreferat jährlich vergibt. Die Bewerbungsmappen sind am 30. Juni und 1. Juli, jeweils von 14 bis 18 Uhr, im Kulturreferat, Burgstr. 4, Raum 208, abzugeben. Bedingungen und Bewerbungsformular unter www.muenchen.de/Kulturfoerderung. SZ

Schlicht gestrickt

Die „Simple Minds“ lassen bei Tollwood 30 Jahre Revue passieren

Eigentlich könnten Jim Kerr und seine *Simple Minds* ja ihr neues Album „Graffiti Soul“ vorstellen. Zumal das von der Kritik als das stärkste seit langem gelobt wurde. Wahrscheinlich aber freut man sich nur darüber, dass da überhaupt noch etwas Neues von Kerr kommt, nach etlichen Jahren des Tingelns. Jetzt reicht es dank des Achtziger-Revivals wieder für eine gut gefüllte Tollwood-Arena. Und Kerr gibt den Seinen, wonach es sie dürstet: Keinen „Graffiti Soul“, sondern die alten Hits, zusammengefasst im 30 Jahre-Jubiläumsprogramm, das man nun auch im 31. Jahr einfach weiter spielt. Mit „Children of the Revolution“ geht das los, in rascher Folge reißen sich kleinere auf größere Hits, bis nach einer Stunde der Höhepunkt mit „Don't you... Forget About Me“ dran ist.

Wenn es das Ziel war, alles möglichst genau so klingen zu lassen wie damals, dann hat Kerr es weitgehend erreicht. Die klingelnde bis jaulende Gibson vom anderen Alt-Simple-Mind-Mitglied Charlie Burchill, die pulsierenden Synthie-Sounds, das Hallige, Hymnische, Elegische, mit dem alles überzogen wird und das sich perfekt mit Kerrs bedeutungsschwer in die Breite gezogenem, leicht tremulierendem Gesang ergänzt – alles da. Sogar für die typische Pose – mit messianisch ausgebreiteten Armen in die Knie gehen – reicht es noch bei Kerr, wengleich die Jahre weder an seiner Figur, noch an seiner Frisur oder Intonation spurlos vorübergegangen sind.

Wie bei den Kollegen von *Depeche Mode* vor Wochenfrist nebenan im Stadion wird schnell klar: Achtziger-Jahre-Pop, das war die Musik der Sounds und der großen Geste, nicht des Inhalts oder der inneren Haltung. Nahezu alle Simple-Minds-Songs sind schlichte Mitklatschnummern mit einem einzigen melodischen Einfall. OLIVER HOCHKEPPEL

Sklave bleibt Sklave

Handwerkliches Meisterstück: „Manderlay“ im Metropol-Theater

Jochen Schölich ist ein sturer Hund. Hat er sich einmal in etwas verbissen, lässt er so schnell nicht mehr los. Das führte in der Anfangszeit des Metropol-Theater zu poetischen Zauberstücken, bis alle Möglichkeiten der inszenatorischen Phantasie ausgereizt waren. Dann wandte er sich klar urmissenen Stoffen zu, bis er deren enge Grenzen nicht mehr ertrug. „Manderlay“, der zweite Teil seiner Beschäftigung mit Filmen von Lars von Trier (nach „Dogville“) ist nun eine Synthese von beidem. Verblüffend im handwerklichen Können, in der Schauspielerführung, ist diese Inszenierung ein Meisterstück; hätte Schölich die politisch unkorrekte Schärfe der Vorlage noch ebenso gesteigert wie er das Tempo erhöht und die eigenwillige Ästhetik des Films theatral verdichtet hat, es wäre sensationell. Doch wo Trier zynisch ist, wird Schölich eisig in der Perfektion.

„Manderlay“ ist die ein wenig krude Parabel darüber, dass Demokratie erlernt werden muss und nicht oktroyiert werden kann. Die Gangstertochter Grace befreit auf einer der Zeit entrückten Plantage die Sklaven und muss erkennen, dass diese die zum selbstbestimmten Handeln verpflichtende Freiheit gar nicht unbedingt wollen. Als Sklaven wurde ihnen gesagt, was sie tun sollen, jetzt müssen sie es selber wissen.

Mit dem zweiten Schauspieljahrgang der Theaterakademie gelingt Schölich ein suggestiver Abend, dank wummernder Orgelmusik und Masken, die den Akteuren eine eigenwillige Körperlichkeit aufzwingen. Er bleibt der Vorlage streng verhaftet und erweitert diese vor allem atmosphärisch. EGBERT THOLL

Ton an Ton

Sabine Liebner mit Klavierstücken von Earle Brown im I-Camp

„Home burial“ (1949), ein noch recht frühes Stück von Earle Brown (1926 – 2002), bot jede Menge Zwischentöne: Diese Musik gibt sich friedlich, versöhnlich, und sie erinnert an die Anfänge des Komponierens mit freier Tonalität. Von der späteren Ästhetik der „New York School“, der Brown neben John Cage oder Morton Feldman zugerechnet wird, ist „Home Burial“ noch weit entfernt. Ein Brückenschlag also als Einstieg in den Earle-Brown-Abend, von der Münchner Pianistin Sabine Liebner vielleicht mit Bedacht so gewählt. Das zweite Stück dagegen, „4 Systems“, wies im I-Camp den Weg in eine ganz andere Richtung, und zwar nicht zuletzt deshalb, weil es graphisch notiert ist und damit wichtige Aspekte der Realisierung dem Ausführenden überlässt, etwa die genauen Tonhöhen. Sabine Liebner spielte eine fortlaufende Kette von Einzelnoten, paritätisch verteilt über die gesamte Klaviatur und so vom Zuhörer nur schwer zueinander in Beziehung zu setzen.

Eine Art von Indifferenz, die in den beiden umfangreicheren Stücken des Programms, in der „Summer Suite“ (1995) und den „twentyfive pages“ (1953), noch viel nachhaltiger ausgebildet schien. Alle Töne und Klänge waren hier beziehungslos dem Prinzip der Freiheit und der Gleichheit unterworfen. Wenn beim Gespinn Brown-Liebner denn doch einmal Zusammenhänge spürbar wurden oder eine Reminiszenz an die Tonsprachen früherer Epochen ans Licht trat, dann wirkte das schon fast als Störfaktor – ein strenges Exerzitium. Viel Beifall. JOHANNES RUBNER

Verantwortlich: Franz Kotteder